

André Seifert:  
**Auf dem Seil und darunter**  
*Eine Geschichte für Kinder und Erwachsene*

Ein Zirkus ist in der Stadt.

Einmal in jedem Jahr kommen die Akrobaten hier vorbei und bleiben für zwei oder drei Abende, um die Menschen dieser Stadt zu erfreuen.

Wer weiß, ob es wieder ein Publikum geben wird? Der Zirkus ist schon lange aus der Mode, sagt man. Aber es gibt sie noch, die Zirkusleute. Und solange sie noch unterwegs sind und immer wieder ihre Zelte in den Städten und Dörfern aufbauen, ist die Welt noch nicht vollkommen grau.

Das ist vielleicht nur eine romantische Vorstellung.

Vielleicht würde gar mancher Artist in einem Zirkus sagen, daß der Zirkus auch bloß ein Teil der grauen Welt ist, sich mit allen anderen Farben zu dem Grau vermischt, das wir als unseren Alltag kennen.

Aber auch heute noch staunen Kinder, wenn ein Tiger durch Reifen springt, wenn Pudel in bunten Röckchen auf Bällen balancierend ihre Runden drehen und die Clowns in Seifenblasen Purzelbäume schlagen – falls man so etwas schon einmal gesehen hat.

Der Zirkus ändert sich nie. Es ist immer das selbe Programm und darin liegt seine Magie.

Wenn wir in vielen Jahren einmal eine Vorstellung besuchen werden, dann sind da wieder all die Töne, Farben und die kleinen Sensationen, die uns einst so begeistert haben. Und dann bringt uns die Erinnerung heim. Und alle, die wie verloren haben sind wieder nah. Sie warten draußen vor dem Zelt auf uns – unsere Eltern und Großeltern. Wir sind nicht mehr allein.

Es ist immer gut für die Zirkusleute, wenn es in der Stadt, in der sie gerade gastieren, eine Schule gibt. Am besten eine Grundschule, denn die älteren Kinder sind heute schon nicht mehr so leicht zum Staunen zu bringen. In dieser kleinen Stadt gibt es zum Glück eine Grundschule und jedes Jahr besuchen alle Schulklassen einmal die Vorstellung. Das ist ein kleines Ritual, das vielleicht bedeutet, daß solange die Kinder noch in der Grundschule sind, es für sie noch eine Zeit und einen Raum für Dinge gibt, die keinem bestimmten Zweck dienen - die einfach nur lustiger Zeitvertreib sind.

Unzählige Schulklassen in dieser Stadt haben schon die Vorstellungen in diesem Zirkus besucht.

So besucht auch Frau Haller mit all ihren Klassen jedesmal eine Mittagsvorstellung.

Zu dieser Tageszeit besteht das Publikum eigentlich nur aus Schulklassen - und ein paar alten Leuten mit ihren Enkeln, die an diesem Tag ausnahmsweise mal nicht in den Kindergarten müssen.

Vor etwa fünfzehn Jahren war Frau Haller zum ersten Mal Klassenlehrerin. Es war für sie also eine neue Erfahrung. Und sie machte ihre Sache gar nicht einmal schlecht.

Frau Haller machte viele Unternehmungen mit ihrer Klasse. Mal stand ein Waldspaziergang auf dem Programm, mal ein Grillfest gemeinsam mit den Eltern der Kinder. Schöner waren die Unternehmungen, bei denen die Eltern zuhause bleiben durften.

Die Elternfeste verliefen meist recht angespannt. Manche Eltern versuchten bei solchen Gelegenheiten immer, von der Lehrerin vertrauliche Informationen über die Leistungen und das Verhalten ihrer Kinder zu ergattern. Manche Eltern, Väter meist, betranken sich bei derlei Festen, was den Ehefrauen dann peinlich war und was die anderen Elternpaare meist mit Schadenfreude zur Kenntnis nahmen, solange es nicht zu einer Schlägerei kam, was durchaus schon einmal vorkommen konnte.

Die allererste Klasse von Frau Haller bestand aus 19 Kindern, davon waren 11 Mädchen und 8 waren Jungen.

Man mag meinen, daß so eine Grundschulklasse eine recht gleichförmige Ansammlung von

Kindern ist, denen man in diesem Alter wohl im Allgemeinen nicht viel Persönlichkeit und daher auch nicht viele Unterschiede zugesteht. In der Klasse von Frau Haller ließen sich aber zahlreiche Unterschiede beobachten. Es wurde anhand zahlreicher Merkmale unterschieden.

Es gab die Kinder aus der Innenstadt, die sich manchmal für besser hielten als die Fahrschüler aus den umliegenden Stadtteilen, die es in jedem Fall zumindest weniger bequem hatten. Die Kinder aus der Innenstadt konnten nach der Unterrichtszeit beispielsweise noch eine Weile auf dem Schulhof spielen oder gemeinsam einen Abstecher in die Eisdielen machen, während die Fahrschüler pünktlich zum Ende der letzten Schulstunde sofort von Bussen wieder in ihre Stadtteile verfrachtet wurden. So lernten die Stadtteil-Kinder schon recht früh, daß auf die Pflicht meist kein Vergnügen folgt.

Es gab die deutschen Kinder und die türkischen Kinder und irgendwann ist sogar noch ein philippinisches Kind dazugekommen. Die Kinder unterschieden sich hauptsächlich aufgrund der heimischen Bräuche, darin was zuhause gegessen und getrunken wurde und darin, woran man glaubte oder was man glaubte, glauben zu müssen.

Die Handflächen der türkischen Mädchen waren manchmal rot von Henna, was die anderen Kinder irgendwie geheimnisvoll fanden. Die türkischen Mädchen blieben in der Regel ebenso unter sich wie die deutschen Mädchen. Und die türkischen Jungen blieben in der Regel ebenso unter sich wie die deutschen Jungen. Nur das philippinische Kind, das im Übrigen auch ein Junge war, wurde von der Lehrerin mal hier hin und mal da hin dazu gestellt. Das philippinische Kind hatte leider das schwerste Los gezogen.

Aber auch innerhalb dieser verschiedenen Gruppen war das Miteinander keineswegs so harmonisch, wie es auf den ersten Blick den Anschein haben mochte. So hatten die Innenstadt-Mädchen beispielsweise nichts mit den Stadtteil-Mädchen zu tun. Nur an Geburtstagen fielen diese Schranken und auch die Stadtteil-Mädchen wurden von den Innenstadt-Mädchen eingeladen. Die Jungs in der Klasse kamen alle aus der Innenstadt, weshalb die eine Unterscheidung schon einmal wegfiel. Dennoch waren die Grenzen in diesem Bereich vielleicht am allerstrengsten gezogen. Die Unterscheidung lautete wie folgt: Es gab die beiden Händlersöhne, die in erbitterter Konkurrenz zueinander standen, obwohl sie sich charakterlich doch sehr ähnelten, es gab die beiden Söhne aus besserem Hause, die sich bestens miteinander verstanden, es gab die türkischen Jungs, von deren Familien man nichts wußte, es gab das überall ungewollte philippinische Kind und es gab Paul, der auch nicht viel besser in das Gefüge hineinpasste als der philippinische Junge, weil er weder ein Händlersohn war noch aus besserem Hause kam.

Vielleicht versuchte die Lehrerin deshalb, das philippinische Kind Paul als Anhängsel aufzudrängen, als es neu in die Klasse kam.

Aber da Kinder ein gutes Gespür dafür haben, was ihrer sozialen Position nicht gerade förderlich ist, war Paul nicht besonders freundlich zu seinem unfreiwilligen Schützling.

Auch war Paul nicht sonderlich begabt für das geduldige Beibringen von Dingen, die für das philippinische Kind neu und fremd waren und er reagierte zunehmend unfreundlich auf Nachfragen des philippinischen Kindes.

Paul galt als kluges Kind und es war sicher nur gut gemeint von der Lehrerin, Paul als eine Art Nachhilfelehrer für das philippinische Kind in die Pflicht zu nehmen. Aber leider war es weder für Paul noch für das philippinische Kind eine besonders erfreuliche Erfahrung.

Die pädagogische Maßnahme der Lehrerin unterstrich nur Pauls Nichtzugehörigkeit zu einer Gruppe. Jeder dachte, daß der neue Schüler neben Paul gesetzt wurde, weil Paul eh nirgends dazugehörte und es der Lehrerin deshalb am einfachsten erschien, das besagte Bündnis herstellen zu wollen, was wie gesagt nicht sonderlich erfolgreich war.

Das Ergebnis war nur, daß Paul das philippinische Kind abgrundtief zu hassen began - dafür das seine Existenz Paul in seiner Klasse erst recht ausgrenzte, was die Lehrerin aber nicht bemerkte und vielleicht auch nicht begriffen hätte.

Die Kinder beobachten einander sehr genau.

Jeder hat seine eigene Position inne, jeder weiß wo der andere steht. Weiter oben, oder weiter unten.

Je nachdem, wo man steht, kann man sich mitunter ein paar Freiheiten mehr herausnehmen als die anderen, die etwas weniger angesehen sind. Das wertvolle Ansehen bemißt sich sowohl anhand der Beliebtheit bei der Klassenlehrerin als auch an der Zugehörigkeit zu einer möglichst starken Gruppe.

Die stärkste Gruppe in Pauls Klasse war zweifellos die Gruppe der Innenstadt-Mädchen, was zum einen durch ihre schlichtweg übermächtige Anzahl als auch durch das darin besonders verbreitete Talent zur psychologischen Kriegsführung bedingt war.

Die zweitstärkste Gruppe bestand nur aus zwei Personen, den beiden Söhnen aus dem städtischen Einzelhandel, die sich keineswegs nur mittels körperlicher Gewalt ihre Position erarbeitet haben, wie man vielleicht meinen könnte.

Tatsächlich waren die Innenstadt-Mädchen deutlich gewalttätiger. Doch darauf kommen wir etwas später noch zu sprechen.

Die beiden Händlersöhne hingegen versuchten sich gegenseitig auf der Jagd nach dem Titel des Klassenclowns zu übertrumpfen, was ihnen eben besonders viel Aufmerksamkeit zuteil werden ließ, die einer starken Position im Klassengefüge durchaus nicht hinderlich ist.

Die Händlersöhne wussten, sie würden später einmal etwas besitzen. Sie würden einmal zu den wichtigen Leuten im Ort gehören - ganz egal, wie sie in der Schule abschneiden würden.

Diese Gewissheit gab ihnen auch eine Selbstsicherheit und Zuversicht, die sie von allen anderen Kindern unterschied.

Dank ihrer Clownereien gerieten sie zumindest nie in Gefahr vergessen zu werden - etwa auf Klassenausflügen, auf denen sich die Lehrerin das ein oder andere Mal gefragt haben mag, welches Kind da wohl gerade wieder fehlt, an das sie sich partout nicht erinnern konnte.

Nein, nein, nicht Paul. Paul wurde von der Lehrerin auch nicht vergessen. Er gehörte zwar keiner Gruppe an, aber diese abweichende Position bescherte ihm auch eine gewisse Beachtung.

In Gefahr, vergessen zu werden, waren vor allem die Stadtteil-Kinder, die auch die Lehrerin in ihrer Freizeit nicht so oft zu sehen bekam – im Gegensatz zu den Innenstadt-Mädchen, denen man immer mal über den Weg laufen konnte, ob nun im Eiskaffee oder im städtischen Freibad.

Auf dem Seil: Die Tänzerin, mutig und doch beherrscht. Gebieterisch macht sie sich ein Stück vom Himmel zueigen und trotz dem Wind. Es ist oft der Wind, der die Dinge bewegt.

Man sagt, es sei der Wille, es seien die physikalischen Kräfte - oder der Mond. Doch vom Wind spricht man selten, wenn man die Bewegung der Menschen zu ergründen versucht.

Die Tänzerin auf dem Seil zeigt uns, wie schnell es vorbei sein kann mit dem festen Halt, wie nah der Mensch zuweilen dem Absturz ist und wie nur ein kleiner Hauch des Windes genügt, um den Menschen zu Fall zu bringen.

Die Seiltänzerin ist ein Symbol für das Leben, in dem es keine Sicherheit gibt. Und sie ist ein Vorbild, weil sie selbst in der Gefahr ihre Anmut nicht verliert.

Andererseits ist es natürlich auch nicht so klug, daß manche Menschen gerne so wären wie die Seiltänzer. Klüger wäre es, sie würden sich einen festen Boden unter ihren Füßen erkämpfen.

Da sind die Elefanten, die Pferde, die ihre Runden in der Kuppel drehen und die gefährlichen Tiger. Da sind die Clowns, die alle mögen und die doch niemand wirklich respektiert. Die Dompteure der wilden Tiere sind geachteter, weil die Menschen es lieben zu sehen, wenn andere mit ihrer Angst

kämpfen. Damit können sie sich dann besser identifizieren als mit den sorglosen Clowns, die sich ganz ihren Gefühlen hingeben. Dieser Aspekt des Wesens eines Clowns ängstigt sogar manche Menschen mehr noch als die wildesten Tiere.

Und zu den Seiltänzern blicken alle auf, denn ihr Tun erfordert die größte Überwindung. Ist der Dompteur erst einmal im Käfig, dann gibt es für ihn eh kein Zurück mehr. Er muß mit den Tieren fertig werden, ob er nun will oder nicht.

Aber für die Seiltänzer ist jeder Schritt eine ebenso folgenschwere Entscheidung wie der Schritt davor. Bei jedem Schritt lockt die Möglichkeit des Zurückweichens, solange die Mitte des Seils noch nicht erreicht ist. Und ist die Mitte einmal erreicht, dann spielt es keine Rolle mehr, wohin man als nächstes tritt. Die Prüfung bestehen oder Versagen. Unten lauert der Abgrund. Damit können sich die Menschen nun wirklich gut identifizieren.

Die Seiltänzer spielen eine Stellvertreter-Rolle für uns alle. Dafür applaudieren wir ihnen begeistert. Sie tun auf ihre Art, was wir alle auf eine andere Art tun müssen, die meist nicht unsere eigene ist.

Die Menschen im Publikum schauten auf zu der Seiltänzerin, die an diesem Tag einen einsamen Tanz zum besten gab. Die Menschen staunten. Und wenn die Menschen staunen, dann verlieren sie manchmal die Kontrolle über das Bild, das sie verkörpern und fallen zuweilen aus der Rolle.

Pauls Mutter war seit einiger Zeit sehr krank gewesen. Da war es eine große Befreiung für Paul, für einen Moment die ständige Sorge einmal zu vergessen. Die Erleichterung, beim Bangen um die Seiltänzerin von dieser Sorge für einen Moment befreit zu sein, ließ ein Lachen - ein Glucksen vielmehr - in seinem Körper emporsteigen, der sich nun zum ersten Mal seit langem wieder leicht anfühlte. Für einen Moment war die Schwere von ihm gewichen und die Enge in seinem Brustkorb, an die er sich gewöhnt hatte, wich mit einem Mal der Atemluft, die nun freier strömte als sonst. Es war das Geschenk der Ablenkung, das Paul so befreit lachen ließ. Aber sogleich wurde dem natürlich ein Ende gemacht. Das darf nämlich nicht sein, dass einer sich befreit fühlt.

Die Kinder beobachten einander sehr genau.

Sie sind wie eine Miniatur-Polizei. Manche tun sich durch besonderen Eifer hervor. So wie Annika, die immer um sich blickte auf der Suche nach menschlichen Verfehlungen. Paul mochte Annika, so wie jeder sie mochte. Er betrachtete sie als Freundin.

Annikas Blick fiel vielleicht zufällig auf Paul. Vielleicht hörte sie sogar wirklich sein leises Lachen. Paul bemerkte die Veränderung in Annikas Blick. Er spürte, dass sie etwas vorhatte, machte sich aber keine weiteren Gedanken darüber. Zuerst verbreitete sich ausgehend von Annika ein Getuschel in den Reihen der Innenstadt-Mädchen, - so als würde ein geheimer Schlachtplan abgesprochen. Annika behielt natürlich die Rolle der Wortführerin inne, schließlich war sie ja auch Klassensprecherin.

„Frau Lehrerin, der Paul lacht!“

Die gleichgültige Reaktion der Lehrerin befriedigte Annika offenbar nicht.

„Der Paul lacht das Mädchen auf dem Seil aus!“ Frau Haller registrierte Annikas recht verbissene Weigerung, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Also versuchte die Lehrerin mit wenigen Worten zu erklären, dass einem durchaus auch einmal ein Lachen entfahren kann, wenn man sehr aufgeregt ist.

Die arme Annika. Da sah sie ihre große Chance gekommen und bei der Lehrerin wollte ihr sekundenschnell gefasster Plan einfach nicht aufgehen. Nein, die kleine Denunziantin war noch nicht befriedigt.

Hasserfüllt, nun ihrerseits mit einem unterdrückten Lachen, scharte sie die anderen Innenstadt-Mädchen um sich und schien sich aus einem unerfindlichen Grund zu einem Rachefeldzug gegen Paul berufen zu fühlen. Gemeinsam starrten sie Paul noch eine Weile angriffslustig an.

Paul war indessen das Lachen vergangen. Er war wieder auf dem Boden der Tatsachen angelangt,

wie man so sagt.

Noch Wochen später verbreiteten die Innenstadt-Mädchen unter sachkundiger Anleitung Annikas die Kunde von Pauls schrecklichem Verhalten in der ganzen Schule und selbstverständlich auch bei den Eltern zuhause.

Den meisten Kindern in der Schule war das gottlob völlig egal. Aber es war auch nicht so sehr der Inhalt des Verrats, der Paul schmerzte. Es war der Akt des Verrats - der Vernichtungswille, den er in den Augen der Mädchen sah, die er bis vor kurzem noch für Freundinnen gehalten hatte.

Vielleicht ist es wie bei den Katastrophenbildern in den Fernsehnachrichten. Wir kennen die Bilder der Menschen, die in den Nachrichten weinen, schreien und klagen, wenn beispielsweise eine Naturkatastrophe ihr Hab und Gut vernichtet hat. Da stehen die Menschen dann weinend vor dem reißenden Fluß oder vor den eingefallenen Häusern und wir können das Weinen ebenso verstehen wie das Bitten der verhungerten Kinder in anderen Teilen der Welt. Sie wirken auf uns wie die Tänzer einer vorgegebenen Choreographie. Sie fügen sich ein ins Bild, auf dem Elend geschrieben steht und die Vorstellung ist stimmig.

Nur wenn tatsächlich einmal etwas an so einem Bild nicht stimmt, dann sehen wir auf einmal den Horror, den das Bild uns zeigt und den wir im Normalfall einfach nicht mehr an uns heranlassen können, der nicht mehr zu uns durchdringt.

Wenn etwa ein Mensch, von dem man ein Weinen und Klagen und Schreien erwarten würde, statt dessen schallend lacht, sich einfach über unsere Erwartung hinwegsetzt und nicht brav im Rahmen der unserer Meinung nach angemessenen Gefühle bleibt, dann öffnet dieser Mensch in seiner wahrhaft außer Kontrolle geratenen Verzweiflung unseren Blick für das Monströse seiner Situation.

Es scheint also ein Gefühlsrepertoire zu geben, dessen regelgerechte Verwendung dafür sorgt, daß das Leben nicht aus den Fugen gerät, die Augen nicht geöffnet werden, da wo man sie lieber geschlossen hält.

Wenn dann einmal einer lacht, während doch alle erschrocken dreinzublicken haben, könnte vielleicht jemand anderes auf die Idee kommen - für einen Moment aus dem Halbschlaf der Gewohnheit gerissen - sich zu fragen, was der Tanz auf dem Seil eigentlich soll.

Wer kümmert sich um die Kinder der Gefallenen? Irgend jemand aus dem Publikum? Die liebe Annika, die weiß wie man zu schauen hat?

Wenn Paul jemals wieder einen Zirkus besuchen würde, dann würde er immer die Augen der Innenstadt-Mädchen auf sich spüren, die ihn anklagend anstarren und sagen „Schäm' Dich, Paul!“

Vielleicht hat Annika nie wirklich ein Gefühl gekannt. Sie lebte nie in Sorge um irgend jemanden und war statt dessen stets nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht. Das macht Menschen natürlich kalt und unsympathisch. Aber sie wußte, wie man Gefühle darzustellen hat. Ihre Empörung über Paul war genauso gespielt wie ihre Freundlichkeit. Es ging ihr nur um ihre eigene Position. Die geborene Schauspielerin - nur daß ihre Imitationen für das geübte Auge irgendwann nicht mehr sehr überzeugend waren.

Was wohl aus Paul geworden ist? Man hat ihn lange nicht mehr gesehen in dieser Stadt. Es gibt nur Getuschel, um das man sich nicht zu kümmern braucht. Noch immer sind es die einstigen Innenstadt- Mädchen, die das Tuscheln als ihre liebste Beschäftigung pflegen.

Und Annika?

Ein erwachsen gewordenen Innenstadt-Mädchen, das alles so machte, wie es verlangt und gewünscht wurde.

Sie erlernte einen anständigen Beruf und fand irgendwann nach einigen Fehlschlägen dann auch endlich den perfekten jungen Mann, den sie heiratete. Nach einiger Zeit kamen dann auch zwei Kinder dazu und alle lebten gemeinsam in einem anständigen Haus. Sie hat sich die Art von Leben erarbeitet, mit dem einem der Applaus von allen Seiten sicher ist. „Bei Kollegen und Vorgesetzten gleichermaßen beliebt“. Das erreicht man, wenn man weiß, wie man immer die gewünschten Gefühle darstellen kann, wenn man immer das richtige Gesicht aufzusetzen versteht.

Nur manchmal, wenn Annika nicht aufpasst, entgleitet ihr das angemessene Gesicht. Dann sehen ihre Kinder und manchmal auch nachts ihr Ehemann, wenn Annika schläft, das Gesicht eines garstigen alten Weibes vor sich, das nur Missgunst und Bosheit in sich hat und darauf wartet, in vielen Jahren einmal hinter der Fassade zum Vorschein zu kommen.

© André Seifert, 2006

Dieser Text darf ohne Genehmigung des Autors von Privatpersonen für nicht kommerzielle Zwecke weiterverbreitet werden.

Für eine geplante kommerzielle Veröffentlichung (Zeitschriften, Bücher, kostenpflichtige Online-Angebote etc.) ist die Kontaktaufnahme unter folgender Website und die ausdrückliche Genehmigung des Autors erforderlich:

[www.muse-magazin.de](http://www.muse-magazin.de)